

Stein und Wort (HG)

Mit geballter Faust in der Tasche

Über Klasse, Normen und die Linke

Autobiografische Perspektiven

Inhalt

Vorbemerkung der Herausgeber*innen	6
Vorwort von Francis Seeck	8

Gabriel Kuhn

Vorwort zur 2009 in Deutschland erschienenen Broschüre „Mit geballter Faust in der Tasche“ . .	16
---	----

Fredric Carlsson-Andersson und Atilla Pişkin

Die Linke und die Arbeiter*innenklasse	18
---	----

Fredric Carlsson-Andersson

Statt Che Guevara	23
------------------------------------	----

Atilla Pişkin

Kinder an die Arbeit	32
---------------------------------------	----

Lilith Daverud

Aus der Passung	39
----------------------------------	----

Sandra Eriksson

Die Teenagerhure im Bollmora Centrum	46
---	----

Asimina Diamanti

Mit gespreizten Fingern über die Tastatur	50
--	----

Mattias Martinsson

Selbstgefälligkeit und Frustration	53
---	----

Birgitta Hyttinen

Erinnerungen an Karelien	74
---	----

Sandra Eriksson

Extragesalzene Butter	77
--	----

Jenny Pira

Mit Punk im Rucksack	84
---------------------------------------	----

Kakan Hermansson

Die Verachtung der Mittelklasse hat mich zu dem gemacht, was ich bin	87
---	----

Oskar Kjellsson

Im Kopf eines Fanatikers	94
---	----

Atilla Pişkin

Hassen jetzt	100
-------------------------------	-----

Nachwort von ClaraRosa 105

Gabriel Kuhn

**Gespräch mit Fredric Carlsson-Andersson und
Atilla Pişkin 107**

Zum Schluss...110

Endnoten112

Vorbemerkung der Herausgeber*innen

Als wir Gabriel Kuhns Broschüre „Mit geballter Faust in der Tasche“ das erste Mal in den Händen hielten, waren wir begeistert. Die Texte waren direkt, offen, wütend und trafen da, wo es wehtat. Als wir herausfanden, dass die Broschüre lediglich einige, aber nicht alle Texte eines auf schwedisch erschienenen Sammelbands enthielt, kam schnell der Gedanke auf, die übrigen Texte auch ins Deutsche zu übersetzen. Als wir Lena kennenlernten, die die schwedische Sprache beherrscht, begann unsere Arbeit. Lena übersetzte und wir diskutierten zu dritt die Formulierungen, fragten uns gemeinsam, was die Autor*innen vermitteln wollten. Auch unsere eigenen biografischen Hintergründe sparten wir bei den oft stundenlangen Treffen nicht aus:

Während unsere Großeltern als einfache Angestellte oder Arbeiter*innen ihr Geld verdienten, waren unsere Eltern oft diejenigen in ihrer Familie, die als erste studierten. Das verspricht zwar kein fettes Erbe, ersparte jedoch Zweien von uns die Erfahrung von Klassismus. Einer von uns erlebte als Kind einschneidende Armut. In diesem Fall dadurch verursacht, dass der Vater sich verpisste. Während der Zusammenhang von Klasse und Patriarchat für manche eine abstrakte Idee ist, ist er für andere schmerzhaft Wirklichkeit.

Diese Wirklichkeit wird in vielen Texten des vorliegenden Sammelbandes aufgegriffen. Dabei wird deutlich, dass Sexismus und Klassismus genauso wie Rassismus keine voneinander getrennten Mechanismen sind, die sich bei einigen Menschen addieren, sondern dass sie sich gegenseitig bedingen und spezifische Erfahrungen formen. Auf direkte und poetische Weise drückt beispielsweise Asimina Diamanti aus, was es bedeuten kann, als migrantisierte Frau Teil der Arbeiter*innenklasse zu sein. Die vorliegenden Texte erschüttern das Stereotyp vom männlichen, blonden Arbeiter im Blaumann, das nach wie vor präsent ist. Seit Jahre sind es politisch rechte Kräfte, die dieses verzerrte Bild aufrecht erhalten und die vermeintlichen Interessen

„des kleinen Mannes“ gegen die Kämpfe von Queers oder People of Color ausspielen. Auch die linke alternative Mittelklasse hat diese Erzählung verinnerlicht. Der eigene Sexismus und Rassismus wird nicht selten hinter politisch korrekt klingenden Formulierungen versteckt und auf die Arbeiter*innenklasse projiziert.

Nachdem die Texte übersetzt waren, passierte in unserem kleinen Herausgeber*innenkollektiv erstmal lange nichts. Einer von uns wurde Maurer, eine ging wieder an die Uni und wurde Mutter und die Texte lagen ewig in der Schublade, bis Ronja dem Projekt vor einem Jahr einen neuen Anstoß gab. Umso glücklicher sind wir, dass wir es dennoch geschafft haben, dieses Projekt umzusetzen. Wir glauben, dass dieses Buch gerade zur richtigen Zeit kommt. Die Debatte um Klasse und Klassismus ist in vollem Gange. Leider sind uns in letzter Zeit auch immer wieder Texte begegnet, die die Beschäftigung mit Klasse im Sinne einer marxistischen Analyse und die Kritik an Klassismus als Gegensatz konstruieren und das Eine gegen das Andere ausspielen. Die Argumentation zielt darauf ab, dass die Beschäftigung mit Klassismus „Identitätspolitik“ sei und dass es darum gehen muss, Klasse als ökonomische Wirklichkeit zu überwinden. Wir sehen zwischen diesen vermeintlichen Polen keinen Widerspruch. Klasse ist ein Verhältnis, das die Gesellschaft auf der Makroebene strukturiert und zugleich intime Erfahrungen von Ausgrenzung und Scham produziert.

Auch wir wollen den Kapitalismus als Ganzes überwinden, aber wir schwächen uns als radikale Linke selber, wenn wir auf dem Weg dorthin nicht anerkennen, welche Verletzungen sich aus den Verhältnissen ergeben und wenn wir uns so organisieren, dass diejenigen, die die meiste Scheiße abgekriegt haben, sich in unseren Kämpfen nicht wiederfinden. Was heißt überhaupt „unsere Kämpfe“? Wir finden, es ist Zeit, dass die mittelschichtsgeprägte, akademisierte Linke ihre Deutungshoheit aufgibt und von den Erfahrungen und Kämpfen deklassierter Menschen weltweit lernt.



Aus der Passung

ICH BEGANN ZU VERSTEHEN, was es bedeutet, Teil der Arbeiter*innenklasse zu sein, als ich versuchte, mich wie meine politisch engagierten Mittelklassefreund*innen zu benehmen. Aber ihr Anspruch, Aussagen über die Arbeiter*innenklasse zu formulieren, unter anderem über die Lebensumstände, verwirrte mich und machte mich unsicher. Häufig dachte und machte ich Dinge falsch. Für meine Freund*innen war es unmöglich zu akzeptieren, dass es Menschen gibt, die es sich nicht leisten können, Bio-Produkte zu kaufen. Kauft man nicht bio, dann ist man unwissend und schlecht, Punkt. Aus. Und sich zu organisieren ist eine Selbstverständlichkeit.

Ich war ebenso verzückt von meinen Freund*innen, wie ich sie verachtete. Aber vor allem hasste ich, wie ich selbst in ihrer Gegenwart war, eine ungebildete, blutdürstige Idiotin. Trotzdem waren wir in allem Wesentlichen so gleich, dass ich beinahe hineingepasst hätte. Es stand im Zusammenhang mit ihrem verdrehten Bild der Klassengesellschaft; ein Bild, das ich so intensiv versuchte anzunehmen, dass ich Muster zu erkennen begann.

HÄUFIG HABE ICH GEDACHT, dass die Mittelschicht die Perspektive der Arbeiter*innenklasse infrage stellt, da diese ihre Tüchtigkeit infrage stellt. Menschen aus der Mittelklasse denken, dass der Grund dafür, dass sie tüchtig, selbstsicher und häufig erfolgreich sind, darin liegt, dass sie schlauer und fleißiger sind als andere. Aber sie liegen falsch. Woher man kommt, spielt eine große Rolle dabei, wer man wird. Traurigerweise ist es ziemlich schwer, andere Wege als die abgesteckten zu wählen.

ELF JAHRE UNTERSCHIED liegen zwischen mir und meinem kleinen Bruder. Er wurde etwa ein Jahr, nachdem ich und



meine Mama nach Schweden gekommen sind, geboren. Unser neues Zuhause war das kleine Dorf Rockhammar in Bergslagen. Rockhammars Herz waren das Sägewerk und die Zellstofffabrik. Heute ist das Sägewerk stillgelegt. Viele in Rockhammar haben an der Säge oder in der Fabrik gearbeitet. Auch meine neue Familie. Vorher wohnten wir in Krakau in Polen zusammen mit meiner Oma und meinem Opa. Mit meinem sogenannten richtigen Vater habe ich niemals Kontakt gehabt.

Eines Tages begann meine Mutter, einen Briefwechsel mit Leuten im Ausland zu führen. Nach einiger Zeit besuchten wir ihren Brieffreund in Schweden. Es endete damit, dass sie seinen Bruder Klas heiratete, den ich nun als meinen Vater betrachte. In der ersten Zeit wohnten wir in einem Haus auf dem Land zusammen mit Klas, seinen Eltern und seinem großen Bruder. Klas begann im Sägewerk zu arbeiten, als er fünfzehn war. Der Bruder, mit dem wir zusammenwohnten, begann im Wald zu arbeiten, als er dreizehn war. Der Wald und die Säge waren die wichtigsten Gesprächsthemen. Glücklicherweise fand meine Mutter schnell Arbeit als Küchenhilfe im Krankenhaus in der Hauptstadt des Landkreises Lindesberg und nach zwei Jahren zogen wir dorthin. In Lindesberg gibt es eine einzige weiterführende Schule, wo sich alle früher oder später treffen.

IN DIESER SCHULE hingen Leute größtenteils ihrem Klassenhintergrund entsprechend miteinander herum. Jedenfalls in meiner näheren Umgebung. Die am meisten isolierte Clique bestand aus schulangepassten, politisch korrekten, linksorientierten Mittelschichtjugendlichen. Es gab dort schöne Ideale und eine anstrengende Atmosphäre. Keine*r, der*die ein bisschen anders war, passte hinein. Diejenigen, die zur Clique gehörten, hatten einen guten Stand bei den Lehrer*innen und sahen nicht die Wirklichkeit um sich herum.

Allzu oft hatten die Lehrer*innen Erwartungen an die Schüler*innen entsprechend dem, was sie über die Berufe der Eltern wussten. Ein Teil der Lehrer*innen sagte manchmal kränkende Sachen vor allen anderen im Klassenraum. Ich erinnere mich an



mehrere Situationen, in denen Schüler*innen aus der Mittelklasse gute Noten bekamen, obwohl sie keine Prüfung geschrieben oder auch nur gelernt hatten. So viel zu der Motivation: „Hätte ich nur gelernt, dann wäre es sicher gut gegangen“. Auf dem Gymnasium hatte ein Teil der Lehrer*innen die Einstellung: „Lieber eine höhere Note geben, er wird sich schon noch verbessern“.

Das Umgekehrte galt für Schüler*innen aus der Arbeiter*innenklasse. Mehr zu können, war nicht immer genug. Man sollte das richtige Gesicht aufsetzen, man sollte auf eine gewisse Art und Weise auf dem Stuhl sitzen und fein sprechen. Das gewöhnlichere Szenario war jedoch, dass es die Schule überhaupt nicht schaffte, die Schüler*innen aus der Arbeiter*innenklasse dazu zu bringen, sich anzustrengen. Die Schule übersieht systematisch deren spezielle Kultur, sodass sie die Probleme der Schüler*innen allzu oft missversteht. Einige brauchen deutliche Erwartungen und Anweisungen, was sie tun sollen.

Für manche ist es außerhalb reiner Abfragesituationen schwer zu zeigen, was sie können. Mittelschichtkindern fällt es häufig leichter, derart undurchsichtige Erwartungen zu erkennen. Ihre Elternhauskultur und die Kultur der Schule sind miteinander in Passung. Gewisse Lehrer*innen denken, die Ermutigung von Schüler*innen aus bildungsfernen Elternhäusern sei das Gleiche, wie sie unter Druck zu setzen. Auf eine halbbewusste Weise zeigt die Schule den Schüler*innen, wohin sie gehören.

DANK MEINER AKTIVEN FREUND*INNEN aus der Schule begann ich mich ziemlich früh zu engagieren. Als ich ihre Eltern traf, war ich tief beeindruckt. Viele waren in Organisationen aktiv. Diese andere Kultur war beides: stressig und spannend. Heute ärgere ich mich, wenn ich daran denke, wie oft ich es zuließ, dass meine Freund*innen mir zusetzten, wenn sie von einer Arbeiter*innenklasse sprachen, die sie nur aus Büchern kannten. Aber es ist vor allem ihnen zu verdanken, dass ich zum alternativen Zentrum Färnebo Folkhögskola fand. Etwas, was mir sehr guttat, während es gleichzeitig schwer war zu versuchen, hineinzupassen. Lustigerweise glaubte ich selbst dort, dass es ein Qualitätsmerkmal



sei, aus einer engagierten Akademiker*innenfamilie zu kommen. Es gab mir sehr zu denken, als ich feststellte, dass einige sich für ihren Mittelklassehintergrund schämten.

MEIN VATER FAND NIE, dass die Schule etwas für ihn war. In der Nähe von schwatzenden Akademiker*innen wird er wortkarg. Aus seiner Sicht ist es wichtig, viel Geld zu verdienen und hübsche Dinge anzuschaffen. Er macht so viele Überstunden, wie er kann. Als das Sägewerk stillgelegt wurde, begann er in der Fabrik zu arbeiten. Ich hatte die Angewohnheit, ihn am Wochenende, wenn er im Sägewerk arbeitete, zur Arbeit zu begleiten. Als ich fünfzehn war, begann ich dort Späne zu schippen, wenn die Maschinen stillstanden. Es war eine selbstständige und einsame Arbeit mit gutem Stundenlohn. Es war eintönig, schmutzig und manchmal etwas gefährlich, doch der Körper wurde gut trainiert und nachts schlief ich gut.

Der Job ermöglichte es mir, früh von zu Hause auszuziehen. Ich schmiss die Schule und begann, zu Hause zu lernen. Vor allem, um den Lehrer*innen zu entkommen, aber auch, um unter der Woche Späne schippen zu können. Je mehr ich schaufelte, desto mehr Lust bekam ich, Bücher zu lesen. Nach vielen Jahren sporadischen Späneschaufelns, Zeitungsaustragens, ein wenig Putzen und Nichtstun war ich überzeugt, dass ich viel fauler und zugleich ehrgeiziger war als meine Eltern und so fasste ich mir ein Herz und begann, Bautechnik zu studieren.

Manchmal musste ich mich hierfür vor Verwandten, die direkt nach der Grundschule zu arbeiten begonnen hatten, schämen. Andere wiederum waren stolz und fanden es so besonders, dass ich Ingenieurin werden sollte. Aber ich weiß, dass ich nicht besser bin als andere.

ZIEMLICH VIEL HASS UND UNSICHERHEIT begleiteten mein Streben, eine gut bezahlte Akademikerin zu werden. In meiner Welt sind das solche, die ihre Stellung unter anderem auf Kosten meiner Familie verbessern. Ich möchte die Konsequenzen der Klassenzugehörigkeit auf folgende Weise zusammenfassen: Ist



man Teil der Arbeiter*innenklasse, hat man weniger Macht als andere. Man ist es gewohnt, häufig unterlegen zu sein, obwohl man oftmals ebenso kompetent ist wie diejenigen, die auf einen hinabschauen. Oft hat man weniger Geld, ist bei schlechterer Gesundheit und hat weniger Zeit. Die Arbeitsaufgaben sind in größerem Maße eintönig, schwer und gefährlich. Wenn man heimkommt, hat man häufig nicht mehr die Energie, die es braucht, um auf eine pädagogisch erwünschte Weise mit seinen Kindern umzugehen. Zur Hölle mit den Akademiker*innen, die finden, dass man keine Kinder kriegen sollte, wenn man nicht ebenso viel Zeit und Kraft für sie hat wie sie selbst.

Ich war sehr beeindruckt, als ich entdeckte, wie anders es in einem Mittelschichthaus sein konnte. Abgesehen von solchem Kulturkram wie Instrumente spielen, Fernsehen ablehnen, vergnüglich zusammen kochen, viel Bio-Gemüse essen, Bücher lesen und sich unterhalten. Die Mittelschicht kommt häufiger mit mehr Energie nach Hause. Sie haben oft mehr Macht über ihre Arbeitssituation. Vielleicht haben sie sogar Macht über andere. Sie haben häufiger die Möglichkeit, Besorgungen während ihrer Arbeitszeit zu machen. Vermutlich schaut ihnen niemand ununterbrochen über die Schulter. Sie haben in höherem Maße interessante, gut bezahlte Jobs, die nicht körperlich anstrengend sind. Ihnen wird häufiger mit Respekt begegnet. Ihre Kinder haben oft dieses beneidenswerte Selbstvertrauen, da sie wissen, dass sie gut sind und finden, dass sie einen „guten Job“ verdienen. Welchen sie dann vermutlich auch bekommen, da sie häufiger die richtigen Menschen kennen und diese speziellen Kompetenzen im Händeschütteln haben. Außerdem wissen sie, wie man in Fluren voller Anzugträger*innen Freude versprüht.

ES GIBT VIEL BEGEHRENSWERTES im Mittelklasseleben. Aber der Mittelklasse fehlen auch Dinge, auf die ich nicht verzichten möchte. Es ist zum Beispiel schön, an Orten zu sein, wo man sprechen kann, ohne sich darum zu kümmern, ob man jetzt besonders versiert wirkt oder nicht. Wo man laut sprechen darf und nicht jedes Wort abwägen muss. Die Arbeiter*innenklasse



ist oft mehr geradeheraus. Die Mittelklasse bettet unbequeme Ansichten in feine Worte. Es ist schön zu merken, dass man nicht mit einem versierten Trottel redet, der unbequeme Ansichten hinter einer Fassade aus zurechtgelegter politischer Korrektheit versteckt. Rassismus zum Beispiel. Die Mittelklasse ist häufig politisch korrekter in ihren Gedanken, hat aber häufiger Probleme, Menschen in konkreten Situationen zu begegnen. Es ist leichter, von der schwedischen Arbeiter*innenklasse akzeptiert zu werden als von der schwedischen Mittelklasse, wenn man mit Akzent spricht, einen komischen Namen oder eine komische Farbe hat.

Darum ist es nervig, wenn jemand, den*die man für eine*n aufrechte*n Arbeiter*in hält, die Schwedischen Demokraten wählt. Ich will behaupten, dass es einen Unterschied macht, ob jemand aus der Arbeiter*innenklasse die Demokraten wählt, oder ob jemand aus der Mittelklasse das tut. Auch wenn das Ergebnis dasselbe ist. Die extremsten, am meisten durchdachten und vermeintlich weltverbessernden einwanderungsfeindlichen Ansichten, mit denen ich in Kontakt gekommen bin, kamen ohne Ausnahme von privilegierten Individuen aus der oberen Mittelklasse. Von Leuten mit ziemlich viel Einfluss und politischen Ambitionen. Leider ist auch die linke Szene nicht frei davon.

DIE MITTELKLASSE WILL GUT SEIN und die besten Menschen finden sich oft in der Alternativbewegung wieder. Die Alternativbewegung ist in vielen Punkten gut, fühlt sich aber häufig mehr wie ein Lifestyle an und weniger wie ein Gesellschaftskampf. Obwohl die Mittelklasse dominiert, finde ich, dass es in der Alternativbewegung auch für die Arbeiter*innenklasse viel zu holen und zu tun gibt. Jedenfalls, wenn man sich durch die anfängliche Unsicherheit gearbeitet hat. Während der Zeit, in der ich mich engagiert habe, wurde ich unangenehm häufig von besserwissenden Aktivist*innen mit Mittelklassehintergrund belehrt. Am Anfang war das nervig, aber als ich später genug hatte, begann ich, wütend zu werden. Gleichzeitig war es spannend und bereichernd, mit Leuten zu tun zu haben, die versierter, ideologischer, höflicher und belehener

sind. Viele von ihnen sind ja tatsächlich gut. Sie lehrten mich auf ihre Weise zu sprechen und zu denken. Ich wurde von ihren Ambitionen inspiriert. Aber wirklich viel Kampf kam nicht zustande in dieser Zeit, in der es am wichtigsten war, richtig zu denken und den richtigen Lifestyle zu haben. Nun bin ich auf gutem Wege, selbst Teil der Mittelklasse zu werden. Vor allem dank meiner alternativen Freund*innen.

Übersetzt von Lena Cziborra

